

Burgenland

Vierteljahrshefte für Landeskunde,
Heimatschutz und Denkmalpflege

Nachrichten
des Landesarchivs, der Landesbibliothek, des
Landesmuseums und der Landesvolksbildungsstelle

Folge 3

Eisenstadt, im Mai 1930

3. Jahrgang

Josef Reichl des Dichters Heimat, sein Leben und Werk

Von Hans Lebar, Sauerbrunn.

Diese Abhandlung ist aus einer Hausarbeit für die Reifeprüfung hervorgegangen, ein Beispiel dafür, wie unsere Jugend im Rahmen ihres Studienganges an der Erforschung der Heimat mitarbeiten kann.

Die Schriftleitung.

I.

Über mundartliche Dichtungen ein objektives Urteil zu fällen, ist nicht leicht. Denn es ist von großer Bedeutung, ob die Sprache des Dichters auch die des Beurteilers ist oder nicht. In beiden Fällen wird das rein künstlerische Urteil durch verschiedene Einflüsse getrübt, denen sich auch der strengste Kritiker nur schwer entziehen kann.

Ist die Mundart des Dichters dem Beurteiler fremd, so bereitet ihm das Einlesen in den fremden Dialekt Schwierigkeiten. Dadurch geht ihm die unmittelbare Frische und Natürlichkeit der Dichtung verloren. Ist aber die Mundart des Dichters auch die des Beurteilers, so trüben Heimatgefühl und Liebe zu seiner Sprache sein künstlerisches Urteil.

Der Dichter, der in einer bestimmten Mundart schreibt, nimmt seinen Stoff aus dem Leben der Bauern, sein Stoffkreis ist eben die ländliche Heimat, deren Bewohner, Landschaft, Kultur und sonst nichts. Dadurch ist der Mangel an tiefgreifenden Problemen, an hochphilosophischen Gedanken bedingt, die der hochsprachlichen Dichtung eigen, ja un-

entbehrlich sind. Der Mundartdichter darf die Grenzen seines Stoffkreises nicht überschreiten, er muß auf dem Dorfe bleiben. Tut er dies nicht, so wird die Dichtung unwahr, sie verliert ihren Wert.

Die echten Mundartdichter dachten sich als Zuhörer ihrer Bauern, die gleichsam das „erweiterte Ich des Dichters bedeuten“¹. Es ist bezeichnend, daß wir gerade bei unseren besten Mundartdichtern auch die treue Wiedergabe der Lokalmundart antreffen. Der Dichter, der von seiner ursprünglichen Lokalmundart abweicht und in einem normalisierten Dialekt schreibt, hat allerdings ein größeres Publikum, als der rein mundarttreue Poet. Denn seine Schriften sind weiteren Kreisen verständlich. Er unterliegt aber leicht der Versuchung, für den Salon zu dichten.

„Vollkommene Mundartechtheit ist ein Ideal, dem nicht einmal die Mundart selbst gleichkommt.“² In jeder Mundart finden sich Worte und Formen, die man nicht im

¹ Nagl-Zeidler-Castle, Deutschösterreichische Literaturgeschichte, 2. Band, S. 97.

² Karl Bacher in „Oberdeutsche Mundartdichtung (Wien 1926), im Schlußwort.

entferntesten vermutet hätte. Vieles, was man einem Dichter ankreidet, bietet ihm die Mundart selbst. Man muß also hier sehr vorsichtig sein und die Mundart genau kennen, wenn man nicht Gefahr laufen will, dem Dichter unrecht zu tun.

Über aus noch einem Grunde darf man die Forderung nach Echtheit der Sprache nicht auf die Spitze treiben. Viele mundartliche Dichtungen verdienen es wirklich, weiten Kreisen zugänglich zu sein, doch sind sie eben durch die unverfälschte Sprache einem der Lokalmundart Unkundigen kaum verständlich. Was Wunder, wenn sich der Dichter einige Freiheit nimmt und sich bemüht, den Dialekt zu normalisieren, um das Verständnis seiner Werke zu erleichtern! Ja, bei mundartlichen Dichtungen von hohem inhaltlichem Wert ist es sogar wünschenswert, daß der Dichter in der Sprache einige Zugeständnisse macht.

Aus den Tiefen der Volksseele, jenem nie versiegenden Quell unverfälschter, frischer Natürlichkeit, aus dem Wesen der Heimat und ihrer Bewohner schöpft der Mundartdichter seinen Stoff. Nur wenn wir seine Heimat kennen, werden wir ihn recht verstehen.

II.

Die Landschaft des Heitzenlandes läßt sich nicht auf eine Formel bringen, denn die Bodengestaltung ist sehr verschieden. Im Volksmunde wird sie durch Benennungen, wie: „die Heide“, „die Raaba“, „der Pinkaboden“, gekennzeichnet. In allen Teilen ist das Landschaftsbild reich an Schönheit. Der Neusiedler See, die große Heide, das liebliche Raabtal — alle haben ihren eigenen Charakter und ihre eigenen landschaftlichen Reize. Zahlreiche Burgen erinnern an die kampfumtobte Vergangenheit. Seiner Lage nach ein Durchzugsgebiet, wurde das Land im Laufe vieler Jahrhunderte von zahlreichen Völkern besiedelt, die immer wieder anderen Platz machten.

Welcher Abstammung die heutigen Bewohner des Heitzenlandes im allgemeinen sind, weiß man nicht. Doch müßten

die herangezogenen Siedler zum allergrößten Teil dem bayrischen Stamme angehört haben, da die heutige Volkssprache des Burgenlandes dem bayrischen Zweige der deutschen Mundarten zuzurechnen ist³. Schon mit Karl dem Großen waren Deutsche ins Land gekommen, die planmäßige Besiedlung begann aber erst im 11. Jahrhundert unter Kaiser Heinrich IV⁴.

Sehr geteilt sind die Meinungen über Herkunft und Bedeutung des Namens unseres Völkchens, der mundartlich „Heanz“ oder „Hienz“ lautet. Wir haben mehrere Theorien, die den Namen erklären wollen, doch hat bis jetzt noch keine allgemeine Anerkennung gefunden. Bischof Haas verweist auf das Zeitwort „heanzeln“ und leitet unser „Heanz“ davon ab. „Heanzeln“ bedeutet so viel wie spotten und unser Name hat ja eine spöttische Bedeutung, worüber sich alle Forscher einig sind. Doch diese tändelnde Ableitung hat viel zu wenig materiellen Grund, und es ist viel wahrscheinlicher, daß das Zeitwort schon das Hauptwort voraussetzt und nicht umgekehrt⁵. Die übrigen Deutungen hat Bischof Haas selbst in einer ungedruckten Abhandlung zurückgewiesen. Die Ableitung von mhd. hinze = bis zuletzt, stützt sich auf die Annahme, daß die „Heitzen“ die am weitesten vom Mutterlande entfernten Vertreter des Deutschtums in Ungarn seien. Diese Ableitung ist natürlich ungerechtfertigt, weil ja auch in Beszprim, Warasdin, Fünfkirchen usw. seit altersher Deutsche wohnen⁶. Andere leiten den Namen von Kaiser Heinrich III. ab, weil die „Heitzen“ angeblich zu ihm gehalten haben. Dagegen spricht die historische Tatsache, daß dieser

³ Nach einer gütigen Mitteilung des Herrn Univ.-Prof. Dr. M. Steinhauser, dem der Verfasser auch an dieser Stelle seinen Dank für die sehr wertvolle Unterstützung bei der Umarbeitung dieser Studie ausspricht.

⁴ Vergleiche hierzu Litschauer, Zur Geschichte der deutschen Besiedlung des Burgenlandes, Vierteljahrshefte, II/4, S. 184 ff.

⁵ W. Nagl, Die Heitzen, Zeitschrift für österreichische Volkskunde, 8. Jg., S. 161 ff.

⁶ Vergleiche Das Deutschtum in Rumpfungarn, herausgegeben von J. Bleyer, Budapest 1928.

Kaiser recht wenig mit unseren „Heanzen“ zu tun gehabt hat. Seine Anhänger waren meist Magyaren. Die Meinung, daß die „Heinzen“ nach Heinz von Güssing benannt seien, ist deshalb nicht gut denkbar, weil dieser mit den Heanzen oft in Fehde lag. Auch hätten sie da doch wohl „Güssinger“ heißen müssen. Aus der Abhandlung des Bischofs Haas können wir also recht gut entnehmen, woher der Name nicht stammt.

Josef Karner⁷ erwähnt die Ansicht, der Volksname hänge damit zusammen, daß man hier statt jetzt = hiaz sage. Diese Ableitung bedarf wohl keiner eingehenden Widerlegung.

Der Wiener Universitätsprofessor Doktor W. Nagel leitet unser Wort von mundartlich Hean = Huhn ab und begründet seine Annahme damit, daß die „Heanzen“ in Wien ganz allgemein (?) als „Heankramer“ bezeichnet werden. Außerdem konstruiert er ein althochdeutsches Zeitwort huanizan und ein mittelhochdeutsches Hauptwort huenze = Hühnerhändler. Auf dieses huenze gehe unser Heanz zurück. Auch diese Ableitung steht auf recht schwachen Füßen, denn ein mittelhochdeutsches huenze in der Bedeutung „Hühnerhändler“ ist formal völlig unmöglich. Außerdem will es nicht recht einleuchten, daß man einen so großen Volksstamm nach einem kleinen Zweige seiner vielseitigen Betätigung hätte benennen sollen.

Am natürlichsten scheint es noch immer, unser „Heanz“ oder „Hiengz“ mit Heinz, der Kurzform von Heinrich in Zusammenhang zu bringen, was die Ableitungen von Kaiser Heinrich und Heinz von Güssing ohne weiteres voraussetzen. Man findet ja auch ganz gefühlsmäßig die Brücke von Heanz = Hiengz zu Heinz und Hinz. Außerdem wird der Name „Heinz“ im Volk selbst wie „Heanz“ ausgesprochen, was der beste Beweis ist. Ich konnte mich vor kurzem wieder recht deutlich von dieser Tatsache überzeugen: ein alter Bauer stieg in Neudorf a. L. in den Omnibus ein und erzählte, er sei soeben beim „Heanz“ gewesen, wobei er auf den gegenüber-

liegenden Krämerladen des Herrn „Heinz“ zeigte. Der gute Mann wußte wohl nicht, welchen Gefallen er mir mit diesem gewichtigen Ausspruch tat⁸.

Unser Heanz stammt also ganz ohne Zweifel von Heinz. Da es aber mit dem Vornamen einer einzelnen Person nichts zu tun hat, kann es sich hier nur um einen appellativisch gewordenen Vornamen handeln. Um dies zu beweisen, ist wohl eine etwas genauere Ausführung notwendig⁹.

In gewissen Stränden, Orten, und Landschaften sind von jeher einzelne Namen besonders häufig. Man denke nur an die vielen Louis in der Familie Bourbon, an die Heinrichs von Reuß, Friedrichs von Zollern usw. Besonders gern taufte man die Kinder nach dem Land- oder Stadtheiligen, oder nach dem regierenden Fürsten. So kommt es, daß gewisse Volksnamen für eine Landschaft charakteristisch geworden sind. Fischarts „Gargantua“ gibt uns über die Verteilung der Vornamen für das 16. Jahrh. Auskunft: „Schöne Namen reizen auch zu schönen thaten. Darumb muß es Gargantubisch auff den glückfall ausserlesen sein, nicht daß alle Schlesier Fuhrmanns Claus, Lübecker Till, Nörnerberger Gebald, Augsburger Urli usw. heißen. Sonder ein idem ein sonder helm aufgesetzt. So kent man die Nummer auseinander.“ Man kann also nach dem Vornamen schon ungefähr die Herkunft erraten. Es geht aber noch weiter. Den Irländer bezeichnet der Engländer einfach mit „Pat“, weil Patrick der häufigste Vorname in Irland ist, er selber ist der „John Bull“, der Nordamerikaner der „uncle Sam“ So wird der appellativisch gewordene Vorname zur Bezeichnung ganzer großer Völker verwendet.

⁸ Die Sache ist auf den ersten Blick merkwürdig. Man sollte für Heinz eigentlich Hoanz erwarten. (Woaz = Weizen.) Die Heinzelmännchen heißen Hoanzln. Dieser Umlaut ea statt oa stammt nach Prof. Steinhauser aus der Mehrzahl und wurde von hier auf die Einzahl übertragen. Solche inorganisch umgelautete Mehrzahlformen kommen in der Mundart recht häufig vor.

⁹ Siehe zu folgendem, Wackernagel, Die deutschen Appellativnamen, Germania, 5. Jg., 1860, S. 290 ff.

⁷ Karner, Das Burgenland, Wien 1925.

Von altersher hatten die Bauern in ganz Deutschland eine besondere Vorliebe für die Namen Hans und Gretel. Die verschiedenen Sprichwörter des Volkes werden am liebsten dem Hans oder der Gretel in den Mund gelegt. Weiters bezeichnet Hans — hier schon rein appellativ — einfach einen Bauernburschen oder Bauern, Gretel eine Bauerndirne oder Bäuerin. Aus dem Bauernvolke geht die größte Anzahl der Dienenden hervor. „Mein Johann“ heißt appellativ „mein Bedienter“ Man ruft den Diener „Johann“, wenn er auch anders heißt. Schritt für Schritt neben Hans geht in seiner appellativen Entwicklung Heinrich in seinen beiden Kurzformen Heinz und Hinz. Wie Hans bezeichnet Heinz appellativ einen Bauern oder einen Bauernknecht. Bei Umland heißt ein grober Bauer grober Heinz, grober Heini: „Merk Bauer! Du bist ein grober Heinz!“ Beide Namen Hans und Heinz bekommen im Laufe ihrer appellativen Verwendung eine spöttische Bedeutung. Mit Hans bezeichnet man einen Schalksnarren, mit Heinz einen groben, unbeholfenen Bauernlummel. Die Franken in Thüringen nennen einen Waldbauern „Waldbheanz“ Auch bei uns ist diese Benennung üblich und bedeutet doch offenbar nichts anderes als eben „Waldbauer“ Wie bei allen Landleuten ist auch bei uns die Anrede „Bauer“ üblich: „Wohi gehst, Bauer?“ Nun wird aber unser „Heanz“ in demselben Sinne als Anrede gebraucht, wie aus dem Hirsörchen von den „Pumheanen“ hervorgeht: als die Bauern in einem heanzischen Dörfchen den Kaiser empfangen, schrien sie, anstatt mit Böllern zu schießen, alle auf einmal „Pum“ und feuerten sich gegenseitig durch den Zuruf „Pum Heanz!“ an. Das bedeutet doch ganz offenbar nichts anderes, als „Pum Bauer!“ Man kann doch nicht annehmen, daß wirklich alle „Heinz“ geheißsen haben. Und einem Steirer zum Beispiel würde es nie einfallen, seinen Landsmann mit „Steirer“ anzusprechen. Er hätte in diesem Falle, wohl „Pum Bauer!“ gesagt.

Aus all dem geht mit größter Wahr-

scheinlichkeit hervor, daß unser Heanz nichts anderes ist, als der appellativisch gewordene Vorname Heinz und zunächst einmal Bauer bedeutet. Die spöttische Bedeutung des Namens geht auf den weiteren appellativen Gebrauch zurück, nach dem Heinz einen tölpischen Bauernlummel bedeutet. Man darf sich darüber nicht wundern, denn unsere Heanzen wurden ja höchstwahrscheinlich von ihren lebenswürdigen niederösterreichischen Nachbarn so getauft, die sich ja immer den Heanzen überlegen fühlten und auf sie herabsehen¹⁰. Abgesehen davon, hat jeder appellativ gebrauchte Name einen spöttischen Beigeschmack. Wenn einer die Worte „John Bull“ ausspricht, stellt sich jeder den typischen Engländer vor, der den ganzen Tag die Pfeife im Mund hat und nur hie und da ein Wort zwischen den Zähnen hervorstößt. Der „John Bull“ ist der Engländer, wie er im Buch steht, der Heanz genau so der typische, dumme Bauer, der ja eine recht beliebte Figur ist. Der Name unseres Völkchens bedeutet demnach zunächst Bauer und weiterhin „Bauertölpel“ Die „Heanzen“ mögen sich ob dieser wenig schmeichelhaften Bezeichnung nicht kränken, sondern es den Geusen nachmachen und den Spottnamen zum Ehrennamen erheben.

III.

Die Heinzischen Mundarten blicken auf eine mehrere Jahrhunderte lange Entwicklung zurück. Doch, es war eigentlich kein Fortschreiten, vielmehr ein Stillstand. Denn die fortwährenden Kriegsstürme, die das Land durchtobten, hinderten es in seinem geistigen Aufschwung. Unser Land blieb daher auch in der Entwicklung der Sprache hinter den anderen deutschen Ländern, die sich friedlicheren Zeiten erfreuten, weit zurück. Dieser Stillstand hat aber auch darin seinen Grund, daß die Heizen ständig mit fremden Völkern in enger Berührung standen. Das Bestreben jeder Mundart, sich der Schriftsprache anzugleichen, konnte hier nicht recht zur Geltung kommen. Daher die große

¹⁰ Daher auch das Zeitwort heanzeln, das spotten bedeutet.

Menge altertümlicher Worte und Formen, die den Dialekt schwer verständlich machen¹¹.

Die weit verbreitete Ansicht, daß die Mundart fränkisch sei, ist nach dem Urteil hervorragender Fachgelehrter ganz ungerechtfertigt. Vielmehr ist sie dem b a n r i s c h e n S t a m m e der deutschen Mundarten zuzuzählen.

Die hauptsächlichsten Kennzeichen der im übrigen durchaus nicht einheitlichen Mundart sind vor allem das ui in Huit, guit, Muida usw., das sich auch in der Püttner Mark und in Südmähren findet. Ei und eu werden häufig zu langgezogenem ai. Die Heinzen lieben überhaupt langgezogene Vokale. Sie sprechen langsam und mit singendem Tonfall¹².

Unsere Heinzen sind ein liebenswürdiges, humorvolles Völkchen. Sie zählen ohne Zweifel zu den intelligentesten deutschen Stämmen, nur wurden sie, wie schon erwähnt, durch die fortwährenden Kriege und die lange staatliche Zugehörigkeit zu Ungarn in ihrer Entwicklung zurückgeworfen. Die Geschichte des Heinzenlandes ist nicht mit goldenen Lettern geschrieben. Aber eine große Tat haben seine Bewohner vollbracht. Aus allen Gefahren haben sie ihre kostbarsten Güter, V o l k s t u m und S p r a c h e, gerettet. Die Volksdichtung, Ausdruck der Kultur und des Charakters eines Volkes, ist im Heinzenlande recht kräftig entwickelt. Wir haben viele Märchen, Sagen, Volkslieder, Volksschauspiele und Schwänke¹³.

Die M ä r c h e n und S a g e n hat B ü n k e r gesammelt und herausgegeben. Auch die Dichter Josef Reichl und Johannes G e n s p a n g e r haben sich viel mit ethnologischen Studien beschäftigt.

V o n V o l k s s c h a u s p i e l e n k e n n e n

¹¹ Vergleiche Anton Pfalz, Grundsätzliches zur Mundartforschung, Wien, Bundesverlag.

¹² Es ließe sich hier noch viel sagen. Aber eine eingehende Darstellung der Mundart, der ich in den Grundzügen hätte folgen können, existiert nicht, obwohl unser Land für Mundartforschungen fruchtbaren Boden böte.

¹³ Nagl-Zeidler-Castle, O., Bd., S. 242 ff.

wir ein Paradies- und Christi-Geurt-Spiel sowie eine Komödie, „Schuster und Schneider“, die an Hans C a c h s erinnert, und noch anderes¹⁴. Bischof H a a s hat die lustigen Hiftörchen, die die einzelnen heinzischen Dörthen von einander erzählen, gesammelt¹⁵. Er nennt sie „H e a n z i s c h e S c h w a b e n s t r e i c h e“ Sie sind zum Teil durchaus originellen Inhalts. So heißen zum Beispiel die Günsler „Koggenheanzen“ ein Offizier schickte den Günsler Tuchmachern einen alten, durchlöchernten Pferdekoggen mit dem Auftrag, genau solche Koggen herzustellen. Die biederen Günsler hielten sich genau an die „Ordnung“ und fabrizierten lauter Koggen mit kongruenten Löchern.

Es gibt eine ganze Menge solcher Hiftörchen. Die „Pumheanzen“ haben wir bereits kennen gelernt. Wir hören aber weiter von „Schweißprügelheanzen“, von „Trappenfängern, Lercherltreibern, Hechtenstugern“ usw. Die Wiesener heißen „Kepetierheanzen“, weil sie alles, was sie sagen, gerne wiederholen¹⁶. Die Neudörfler sind die „Mäula-faonga“ (Maitäferfänger). Ich ließ mir die Geschichte von einigen alten Leuten erzählen: der Pfarrer von Neudörfl schickte die Jugend auf die Maitäferjagd und versprach den „Jägern“, für ein Stück einen Kreuzer zu bezahlen. Die Burschen brachten nun die Maitäfer zu hunderten daher, freuten sich nicht wenig über das gute Geschäft und rechneten die Maitäferbeute schon in Wein um. Doch der schlaue Pfarrer gab ihnen für ein Stück einen Kreuzer, die andern — sagte er — könne er nicht brauchen. Darauf soll die rachsüchtige Jugend alle Maitäfer im Garten des Pfarrers ausgelassen haben. Das ist heinzischer Volkswitz.

Die V o l k s l i e d e r¹⁷ — es gibt eine

¹⁴ Vergleiche Lögers Bericht, Vierteljahrshefte, III/2, S. 58 ff.

¹⁵ Über Bischof H a a s vgl. Nagl-Zeidler-Castle, a. a. O., 2. Bd., S. 101 u. 242 ff.

¹⁶ „Mir san va da Wiesn, und so sama, daß ma san.“ Oder: „Mir san va da Wiesn, und so samas (sind wir es), wo die großen Pumapier wogln.“

¹⁷ Vergleiche Runnert, Volksliedbibliographie, Vierteljahrshefte III/2, S 60 ff.

große Menge — sind zum Teil recht derb und wirken manchmal fast abstoßend. Es fehlt aber auch nicht an innigen Liedern ohne den derben, allzu drastischen Spott, der den Heingzen überhaupt eigen ist. Helene Thirring-Waisbeck¹⁸ hat dies alles in ihrer Abhandlung eingehend und interessant dargestellt, Vergleiche mit den Volksliedern anderer deutscher Stämme angestellt und auch die Melodien zu den heingzischen Liedern gesammelt¹⁸. Eine Menge uralter Bräuche sind noch heute im Volke lebendig. Sie haben den heingzischen Dichtern reichen Stoff geboten. Bei allen finden wir Gedichte oder Erzählungen, die sich auf Volksbräuche stützen.

Aber auch der Zaubers- und Hexenglaube ist noch stark verbreitet. Der Bauer ist eben konservativ; er hängt mit derselben Zähigkeit an den alten Sitten, wie an der väterlichen Scholle: heult des Nachts ein Hund in der Nachbarschaft, so zeigt dies im Haus einen baldigen Todesfall an. Geht die Milch über, so wird der Kuh das Futter verbrannt. Geht die Stubentür von selbst auf, so kommt ein seltener Besuch. Liegt ein Messer mit der Schneide nach aufwärts im Mondschein, reitet der Teufel darüber. Gegenwärtig ist der Aberglaube, aber damit leider auch ein großer Teil der alten Volksbräuche, im Aussterben begriffen.

IV.

Der bedeutendste der heingzischen Mundartdichter ist Josef Reichl. Sein Vater hieß Peter Reichl, seine Mutter Anna Plank. Im Jahre 1855 segnete der Priester zu Güssing ihren ehelichen Bund, dem vier Söhne entsprossen. Der erste, Johann, wurde 1855 geboren, 1857 kam Josef (der ältere) zur Welt, der aber bald starb. Bei dem dritten Sohne, Aloisius, findet sich in den Taufmatrikeln der Vermerk: Pater arendator dominalis¹⁹. Am 19. Juni des

¹⁸ Zeitschrift für österr. Volkskunde, XXII, Wien 1916.

¹⁹ Mehr konnte ich über die Familie des Dichters leider nicht erfahren. Der bekannte Lokalhistoriker Pater Gratian Leser in Güssing hat sich lange bemüht, die Genealogie der Familie Reichl genauer zu erforschen, doch ist es ihm bis jetzt noch

Jahres 1860 erblickte unser Dichter das Licht der Welt.

In einer ärmlichen, nunmehr längst abgerissenen Waldhütte bei Rrottendorf, einem Vororte von Güssing, stand die Wiege des Nationaldichters der Heingzen. Sein Vater war arm. Als Bierisch²⁰, im Dienste des ungarischen Großgrundbesitzers Barthányi, des „Beherrschers von Güssing“, mußte er sich mühselig durchs Leben schlagen. In Rrottendorf bot sich ihm keine ausreichende Verdienstmöglichkeit, er wanderte deshalb mit seiner Familie — Josef war damals fünf Jahre alt — nach Langzeil bei Güssing aus. Doch auch hier war seines Bleibens nicht lange und er zog weiter nach Neumarkt ins Tal der Raab. Hier gestaltete sich die Lage der Reichlschen Familie etwas besser. Aber alle, auch der kleine „Pedan Cepl“ — so wurde unser Dichter genannt — mußten fleißig arbeiten, um ihr Leben fristen zu können.

Trotz dieser ärmlichen Verhältnisse im Elternhause verlebte unser Dichter eine schöne Jugend. Wie glücklich fühlte sich der Knabe, wenn er die blühenden Gefilde der Heimat durchwandern, oder im Walde dem Gesang der Vögel lauschen konnte. Schon in früher Kindheit hatte er Sinn für die Schönheiten der freien Natur und seine Mutter verstand es, dieses Gefühl in ihm wachzuhalten. Immer wieder sagte sie ihm, wie schön doch die Heimat sei, wie glücklich man trotz aller Armut in ihr leben könne. Und der Knabe bewahrte die Lehren seiner Mutter und so wurde die Liebe zum Heimatland, der er später in zahlreichen Gedichten Ausdruck gab, herangebildet.

Wenn er auch am liebsten draußen im Freien weilte, so ging er doch auch gern zur Schule. Alle Tage mußte er drei Viertel-

nicht gelungen. Was er selbst mußte — nämlich die Geburtsdaten der Brüder des Dichters — hat er mir freundlichst mitgeteilt.

²⁰ Von magyarisch heres = „Lohnarbeiter“, aus dem ursprünglichen Sinne übertragen: ein kleiner Pächter, der aber auch gegen geringes Entgelt für den Gutsherrn die Feldarbeiten verrichten muß.

stunden in die deutsche Schule nach *S a n k t M a r t i n a n d e r K a a b* gehen. Aber er ging den weiten Weg gern, denn das Lernen machte ihm Freude. Er lernte leicht und sein Lehrer, der alte Wagner, hatte ihn bald ins Herz geschlossen. Seinen Eltern mußte der kleine Cepl fleißig beim Arbeiten helfen und er war stolz, schon selbst Geld zu verdienen. Allerdings mußte er beim Grafen *Batthyányi* für einen wahren Hungerlohn manchmal mehr als 12 Stunden im Tag arbeiten. Als er sich aber für das mühsam erworbene Geld einen neuen Anzug kaufen konnte, wer war da so stolz wie er! Wie der „*Gottharder Stuhlrichter*“ ging er durch den Drt.

Doch die glückliche Schulzeit war schnell verfloßen und unser Dichter mußte nun erst recht den Ernst des Lebens kennenlernen. Der Lehrer und der Pfarrer rieten dem Vater, den begabten Burschen studieren zu lassen. Wie gern hätte er es getan, aber seine Armut machte es ganz unmöglich. Er mußte sich entschließen, seinen Sohn nach *S t. G o t t h a r d* zu einem Hutmacher in die Lehre zu geben. Unser Dichter wollte davon nichts wissen. Er wollte studieren, Geistlicher werden! Doch sah er schließlich die Unmöglichkeit ein und packte schweren Herzens sein Känzlein, um zu seinem neuen Herrn nach *St. Gotthard* zu wandern. Schwer war der Abschied von den Lieben. Doch der werdende Dichter nahm zwei Dinge aus der ärmlichen Hütte seiner Eltern mit auf den Lebensweg: Liebe zur Heimat, zur Natur und unermüdlischen Fleiß, seine hervorragendsten Eigenschaften, die ihm späterhin zu allen Erfolgen verhelfen. Bei seinem Lehrherrn hatte er es nicht sehr gut. Er brachte es aber zu großer Geschicklichkeit in seinem Handwerk, obwohl ihn die Sache an sich wenig interessierte. Sein Wirkungskreis war eben für seinen nach Höherem strebenden Geist zu eng. Er fühlte sich so unglücklich, daß er eines Tages seinem Lehrherrn einfach davonlief. Doch der holte ihn bald wieder zurück. So lernte unser Dichter denn die Hutmacherei und übte sein Gewerbe auch einige Zeit aus. Es freute ihn

aber nicht recht, er suchte nach einer anderen, ihm mehr zusagenden Beschäftigung und trat in den ungarischen *F i n a n z d i e n s t* ein. Im Jahre 1886 aber begannen die Ungarn, das Land mit allen Mitteln zu magyarisieren. Unser Dichter mußte seine Stellung wegen mangelhafter Kenntnis der ungarischen Sprache aufgeben. Es wäre ihm wohl ein leichtes gewesen, ungarisch zu lernen. Aber er fühlte sich als *D e u t s c h e r*. Er wollte kein Magyarone werden, wollte nicht denen dienen, die seine Landsleute unterdrücken und ausbeuteten. Er kehrte nun zu seinem Handwerk zurück und ging auf die Walz. Denn die Fremde ist die beste Schule für das Handwerk. Die Mutter weinte und wollte ihn nicht fortlassen. Sie mochte wohl ahnen, daß sie ihn nicht mehr sehen sollte. Auch ihm war der Abschied schwer. Doch es mußte ja sein. Er mußte in die Welt hinaus, wenn er zu etwas kommen wollte. Aber wohin ihn sein Weg auch führte, immer waren seine Gedanken in der Heimat. Er hatte ihr Treue geschworen und auch gehalten.

Pfiat God, du mei Hoamat,
Du Heanzlnlaond mei,
Mit treibt's heint in d' Welt furt
Na gher i do dei.

(Aus: „In *Pedan Cepl* sei Lebn“.)

Der Bursche zog nun hinaus und bereifte ganz Deutschland, Frankreich bis Lille und Belgien bis Brüssel. Diese Reise ist von größter Bedeutung für die Entwicklung des Dichters. Er war nun befreit aus der Enge des Dorfes, aus dem ewigen Einerlei des Alltags, sah fremde Länder, andere Menschen. Und was er schon früher geahnt hatte, das wurde ihm nunmehr zur Gewißheit: es gab etwas Schöneres, Höheres, als das bloße Ringen um das tägliche Brot. Er wollte kein bloßer Brotflabe werden, wollte nicht im Alltag seine Befriedigung finden. Er sah die Mängel in seiner Bildung und bemühte sich schon während seiner Wanderzeit rastlos, diese Lücken auszufüllen. Er las alle Bücher, Kalender, Zeitungen usw., deren er nur habhaft werden konnte. Seine leichte Auffassungsgabe machte ihm das Lernen zum Vergnügen. Er begann auch schon zu dichten. Dazu fehlte

ihm aber noch die nötige Bildung. Er dichtete nach Art der Meisterfinger, indem er die Silben zählte. Aus dieser ersten Periode ist uns nichts erhalten.

Trog des Ernstes, mit dem er an seiner Ausbildung arbeitete, war er doch ein echter lustiger Wanderbursche. Im Winter arbeitete er bei irgend einem Meister und wenn der Frühling ins Land kam, dann schnürte er wieder sein Bündel und zog weiter. Aber sein liebes Heitzenland konnte er nicht vergessen. Mit einem Male packte ihn das Heimweh. Er sparte sich nun etwas Geld und zog der Heimat zu. Je näher er ihr kam, desto mehr beschleunigte er seine Schritte und es war ihm, als hörte er die Stimme seiner Mutter:

Waonst mi nao mol sehgn wüllst,
Kimm hoam Sepperl, kimm!

Doch als er die Heimat erreichte, da war die Mutter schon gestorben. Er trauerte ihr lange nach, denn sie war seinem Herzen immer am nächsten gestanden. Und nicht genug damit. Auch der Vater folgte ihr bald in den Tod und ließ seinen Sohn allein und verlassen auf der Welt. In St. Martin liegen die Eltern des Dichters begraben und er schrieb später auf ihr Grabmal die Verse:

Ein heißes Dankgebet steigt auf in meiner Seele
Und mich erfasst ein hartes, wildes Weh,
Wenn sinnend ich auf dem geweihten Hügel
Allein bei meinen lieben Eltern steh'
Mir ist's, als spräche noch die gute Mutter,
Als hört' ich noch des Vaters strengen Laut,
Als schliefen beide in der engen Stube,
Wie einst zusammen noch so lieb und traut.

Josef Reichl verließ nun die Heimat wieder und zog nach Wien, wo er sein Gewerbe weiter ausübte. Er war fleißig und tüchtig in seinem Handwerk, denn er wollte mit aller Macht emporkommen. Doch dieses Jagen nach materiellem Wohlstand war ihm nur Mittel zum Zweck. In der Dichtkunst und in der Arbeit für seine deutsche Heimat, die die jetzt mehr denn je das Joch der Magyaren zu fühlen hatte, sah er sein eigentliches Lebensziel. Doch um für die Kunst und für die Befreiung der Heimat erfolgreich wirken zu können, dafür war eben materielle Unabhängigkeit die Voraussetzung. Neben seinem

bürgerlichen Beruf bildete er sich unablässig weiter. Mit aller Macht zog es ihn damals schon zur Dichtkunst. Er erzählt uns, wie er oft traumverloren durch die Straßen der Stadt gegangen sei und dabei Verse geschmiedet habe. Immer wieder griff er, einem inneren Triebe folgend, zur Feder, um seine Verse niederzuschreiben. Er war aber mit den Regeln der Kunst noch immer nicht vertraut. Da lernte er im Jahre 1838 durch den Sohn seines Chefs Gärrner den damaligen Lehramtskandidaten Alois Herdegen kennen. Der Dichter schloß bald Freundschaft mit dem ihm an Bildung überlegenen Studenten und zeigte ihm auch seine Gedichte. Herdegen, der selbst literarisch tätig war, erkannte die Begabung seines Freundes und führte ihn in die deutsche Metrik ein. Diese Freundschaft mit Alois Herdegen ist von ausschlaggebender Bedeutung für das poetische Schaffen unseres Dichters. Denn erst durch die Kenntnis der Regeln der Dichtkunst war die Voraussetzung für seine späteren Erfolge als Dichter gegeben. Herdegen führte ihn in seinen Freundeskreis ein und die vier Freunde — nämlich Reichl, Herdegen, Gärrner und der Lithograph Straßer — lasen und besprachen gemeinsam die Werke der Klassiker. Das wirkte befruchtend auf Reichls Schaffen. Unsere Kleeblatttrunde — so nannten sich die vier Freunde — gab eine belletristische, handgeschriebene Monatschrift, die „Kleeblattnachrichten“ heraus, an der Reichl fleißig mitarbeitete. Das Blatt bestand leider nur zwei Jahre. Unser Dichter trat im Jahre 1832 aus dem Geschäft Gärrner aus und war längere Zeit ohne Stellung, bis er bei der Firma Bellerin Leiter einer Filiale in der Gumpendorfer Straße wurde.

Wie seinerzeit der große Aufschwung in seinem dichterischen Schaffen durch die Bekanntschaft mit Alois Herdegen, so trat jetzt eine entscheidende Wendung seiner materiellen Lage ein. Sein Chef bot ihm die Filiale zum Kauf an und Reichl erstand sie mit Hilfe eines Bekannten, der ihm 300 Gulden zur Verfügung stellte.

Nun war unser Dichter der materiellen

Sorge ledig und lebte fortan seiner Kunst und seiner geliebten Heimat. Herdegen hatte unterdessen eine literarische Gesellschaft, „Mehr Licht“, gegründet. Die Gedichte der Mitglieder — der Name lag im verschlossenen Kuvert — wurden vorgelesen und dann gemeinsam besprochen. Nach der Namensnennung konnte der Dichter das Gedicht zurückverlangen, verbessern und neuerdings zur Besprechung vorlegen. Reichl trat diesem Dichterbunde bei und seine Gedichte wurden von den Freunden als gut anerkannt. Er vollendete nun seinen arbeitsreichen autodidaktischen Bildungsweg, hielt sich einen Grammatiklehrer, studierte die Werke des Dr. Matthias, „Sprachleben und Sprachschäden“ und besuchte einen Vorkurs bei der Schauspielerin Wilbrandt-Baudius. Dies alles unternahm er auf Anraten Herdegens, der nach wie vor sein Freund und Mentor blieb. In Hermann Kandler und Oberlehrer Haback erwarb er sich neue Freunde, mit denen er, und natürlich auch Herdegen, einen intimen Freundesbund schloß²¹.

Wie sein ganzes Leben, war auch diese Zeit reich an intensiver Arbeit. Neben seinem bürgerlichen Beruf und seinem künstlerischen Schaffen wirkte er noch für die Befreiung seines Heimatlandes. Er trat dem „Verein zur Erhaltung des Deutschtums in Ungarn“ bei und gab später, nach dem Weltkrieg, mit einigen gleichgesinnten Freunden den Anstoß zur Anschlussbewegung im Burgenlande. In seinem dichterischen Schaffen folgte nun ein ununterbrochener Aufstieg. Verschiedene Zeitschriften, wie „Die Jugend“, „Meggenborfer Blätter“ und viele andere nahmen seine Gedichte an und unser Dichter fand allgemeine Anerkennung. Im Jahre 1897 heiratete er und lebte mit seiner Frau in glücklichster Ehe. Doch bald entriß ihm der Tod die geliebte Gattin, die ihm einen Sohn geschenkt hatte. In der Schwester seiner verstorbenen Gattin gab er seinem Sohne — 1903 — eine treue, für-

²¹ Dieser Freundeskreis wurde Reichl-Herdegen-, oder Kandler-Kunde genannt. Sie besteht noch heute, allerdings um ein Mitglied — Josef Reichl — ärmer.

sorgliche Mutter, an deren Seite ihm dauernd das schönste Familienglück zuteil ward. Die schöne Harmonie seines Familienlebens gestattete ihm die Entfaltung seines heiteren, lebenswürdigen Wesens, das sich in seinen Dichtungen herzerfreuend wieder spiegelt.

Im Jahre 1918 gab Josef Reichl seine erste Gedichtsammlung heraus. Sie trägt den Titel „Hinta Pflug und Larn“ (Hinter Pflug und Egge) und enthält ausschließlich mundartliche Gedichte. Der Erfolg des Büchleins war glänzend. Es war im Nu vergriffen und hatte seinen Weg in alle Länder Österreichs gefunden. Dieser Erfolg seiner mundartlichen Gedichte veranlaßte Reichl, sich nunmehr ausschließlich der Mundartdichtung zuzuwenden. Denn in der Hochsprache konnte er sich nie so recht bewegen. Er war sich dessen wohl bewußt und hat es in einem Gedicht offen bekannt:

Bi wia a Bam in Wold,
Aus den's furt Klingt,
Klingt wia im Fruijohr holt
's Amsherl, waonns singt.
Echt und hell is da G'saong
Grod so wia d' Red
's is holt mei Hoamatlaong,
's Liad und 's Gebet.

Er trat nun auch öffentlich auf und fand überall reichen Beifall. Besonders oft zog er ins Heinenland, zu seinen lieben Landsleuten und las ihnen seine Gedichte vor, die das Lob der Heimat verkündeten.

Und als die geliebte Heimat, die ihm ja alles war, für die er lebte und starb, endlich vom Joche der Magyaren befreit war, wer war da glücklicher als er! Jubelnde Freude spricht aus zahllosen Gedichten, seine Schaffenskraft schien erst jetzt aufzuleben. Und Gabe um Gabe besohrte er seinen Landsleuten, die sie dankbar aufnahmen und den Sänger ihrer Heimat mit Ehren überhäufte.

Im Jahre 1921 erschien ein neuer Band heinzischer Gedichte mit einer Widmung des Dichters: Meinen lieben Landsleuten. Es führt den Titel: „Va Gmüat za Gmüat“, und hatte denselben Erfolg wie das erste Büchlein. In rascher Folge erschienen nun seine übrigen Werke. 1921 veröffentlichte der Dichter eine Sammlung hein-

zischer Dorfgeschichten, die den Titel „Hulzschmitt“ trägt, 1923 erschien das Büchlein „W a m i s c h t s“, das, wie schon der Titel besagt, Vermischtes in Vers und Prosa enthält. Das letzte Werk, das der Dichter veröffentlichte, „L a o n d f l u c h t u n d H o a m w e h“, enthält neben einigen Gedichten und Erzählungen in Prosa die dramatische Skizze „Laondflucht und Hoamweh“

In seinen letzten Lebensjahren erfreute sich der Dichter allgemeiner Verehrung. Er zählte viele hervorragende Männer zu seinen Freunden und wurde natürlich besonders in seiner Heimat gefeiert. Man nannte ihn wegen seiner beispiellosen Treue und Liebe zur Heimat den „treuesten Burgenländer“. Seine volksliedartigen Gedichte zogen mehrere Komponisten an, die seinen Liedern nun auch die Weihe gaben. K a m i l l o H o r n, mit dem unser Dichter befreundet war, hat zwei Gedichte, „'s Leben“ und „'s Liadl“ vertont.

Acht Tage vor dem Tode des Dichters wurde sein Drama „Laondflucht“ im Thalia-theater aufgeführt. Er wurde stürmisch jubelt und ging, Tränen der Freude in den Augen, durch die Reihen, grüßte seine Bekannten und dankte ihnen. In voller Frische und Gesundheit konnte er sich des Erfolges freuen. Eine Woche später, am 4. Dezember 1924, erlag er einem Herzleiden.

Alle trauerten um den schlichten Heimatdichter. Das Heitzenland mußte den Verlust seines treuesten Sohnes beklagen. Von weit und breit eilten die Freunde des großen Toten herbei, um ihm das letzte Geleit zu geben. Auf dem Zentralfriedhof zu W i e n wurde er bestattet²². In seinem Nachlaß fanden sich zahlreiche unveröffentlichte Gedichte, ein Epos autobiographischen Inhalts, „I n P e d a n G e p p l s e i L e b ' n“ und ein Drama, „G i n e s V o l k e s R e c h t“

Reich an Arbeit und Mühe war das Leben des Dichters gewesen. Aber sein uner-müdliches Streben, seine schier unglaubliche Satkraft hat ihn zum Ziele geführt. Und

am Abend seines Lebens konnte er zurückblicken auf ein vollendetes Werk und voll Stolz auf die eigene Kraft und Tüchtigkeit erkennen, daß er nicht umsonst gelebt habe, daß sein Name weiter leben werde, wenn der Körper schon längst in Staub und Asche zerfallen sei. Er hatte durch eigene Kraft sein Lebensziel erreicht: sein liebes Heimatland war befreit und er hatte nicht wenig dazu beigetragen, er selbst war der gefeierte Dichter seines Landes. Leider zu früh hat ihn der unerbittliche Tod hinweggerafft. Wieviel noch hätte er seiner Heimat und der deutschen Literatur geben können!

Doch wir wollen nicht unzufrieden sein. Wir freuen uns des Dichters, wie wir ihn besitzen.

V.

Wie stellt sich nun unser Dichter zu den Forderungen, die wir an einen echten Mundartdichter stellen müssen?

Was die Forderung der treuen Wiedergabe der Lokalmundart anbelangt, müssen wir ohne weiteres zugeben, daß sie unser Dichter nicht erfüllt hat. Er schreibt statt u i immer u a, die charakteristischen e i und a i fehlen gänzlich²³. Sein Dialekt ist überhaupt stark normalisiert. In der Wahl der Worte und Redewendungen allerdings ist er seiner heimatlichen Mundart treu geblieben. Gerade dadurch wirken seine Dichtungen trotz der stark normalisierten Worte im ganzen durchaus heinzisch. Aus rein technischen Gründen läßt er sich manchmal verleiten, falsche Formen zu bilden. Doch das kommt selten vor und hat wenig zu bedeuten.

Was mag nun der Grund sein, daß Reichl in solchem Maße von der ihm ohne Zweifel genau bekannten Mundart abweicht?

Von großer Bedeutung ist wohl, daß er den größten Teil seines Lebens fern von der Heimat, in Wien, zugebracht hat. Er hörte also nur den Wiener Dialekt, was zur Verblässung seiner ursprünglichen Mundart beigetragen haben mag. Er kannte sie wohl noch,

²² Man wollte den Dichter in der Kirche zu St. Martin an der Raab, wo er als Schulbus so gern ministriert hatte und die er in seinem Gedichte besingt, bestatten, doch kam es nicht dazu.

²³ Die heinzischen Dialekte sind, wie erwähnt, verschieden; es wird in manchen Tälern u a gesprochen. In Reichls Heimat ist dies nicht der Fall, wovon ich mich selbst überzeugen konnte.

aber ihre Formen flossen ihm nicht so aus der Feder, wie etwa Johannes E b e n s p a n g e r²⁴, der ja zeitlebens im Heitzenlande mitten unter seinen Landsleuten weilte. Durch den täglichen Verkehr mit heinzisch sprechenden Leuten konnte der Klang seines Dialektes nicht in ihm verblasen, wie es bei unserem Dichter der Fall war. Aber trotzdem wäre es Reichl sicher möglich gewesen, sich den Dialekt wenigstens halbwegs ins Gedächtnis zurückzurufen. Auf jeden Fall hätte er ihn schwerlich aus diesem Grunde allein so stark normalisiert. Es hat hier noch ein anderer Beweggrund mitgespielt.

Reichl wollte nicht nur seinen Landsleuten eine poetische Gabe spenden, er wollte das Wesen, die Sitten und Gebräuche seiner Heitzen, das ganze Heitzenland der großen deutschen Nation näherbringen. Und diesem zweifellos schönen Zweck mußte er Zugeständnisse machen, er mußte den schwer verständlichen heinzischen Dialekt normalisieren, um seine Werke auch den anderen deutschen Stämmen näherzubringen.

Dabei war er aber weit davon entfernt, seine eigene Person in den Vordergrund zu drängen. Die Hauptsache ist ihm sein liebes Heimatland, und er will auch den anderen sagen, wie schön es ist. Er machte seine Bauern — von einigen harmlosen Scherzen abgesehen — nie lächerlich, gibt sie nie dem Spott der Städter preis, wie es die „Salondialektdichter“ tun.

Doch wir werden uns ja den Inhalt seiner Dichtungen genauer ansehen. Und wenn er dem entspricht, was wir von der Dialektichtung in bezug auf den Inhalt verlangen müssen, so können wir dem Dichter die Freiheiten in der Sprache wohl verzeihen.

Es sei nun ein Gedicht wiedergegeben, damit der Leser selbst beurteilen kann, ob der Dichter den rechten Ton getroffen hat²⁵.

²⁴ Burgenländischer Volksliedsammler und Mundartdichter — als Schuldirektor in Oberschützen, gest. 1903. Vgl. Klier, Volkslieder aus dem Nachlaß von Johannes Ebenpanger, Vierteljahrshefte III/2, S. 138 ff.

²⁵ Vergleiche auch I. Jahrgang, S. 49 dieser Blätter, J. Reichl „s Hoamatland, d'Muada-

VI.

Die Form der Gedichte Reichls ist schlicht wie ihr Inhalt. Die einfachen Strophen des Volksliedes und der Vierzeiler sind seine Versmaße. Die Reime sind bis auf wenige Ausnahmen rein und einwandfrei.

Das ganze Leben seiner Heimat wird ihm zum Lied.

Uf d' oagnan* Felda blüacht da Woatz**,
Uf d' oagnan Bergn da Wei'
Und 's Glück, dos blüacht im oagnan Hoam
In hellsten Sunnanschei.

* eigenen ** Weizen

Und wenn er die blühenden Fluren seiner Heimat durchwandelt, da hemmt er seine Schritte und betrachtet ihre Wunder.

's is amol z'schö,
Um g'schwind do z'geh,
Wer wird denn rennan do a so,
Den Weg muaf ma mit Mondocht geh
Und stehn bleibn hie und do.

Besonders der Wald ist ihm an das Herz gewachsen. Er kann sich gar nicht von ihm trennen und er bittet das Vöglein, es möge doch nicht gar so schön singen, gerade, wenn er heimgehen muß.

Host as af mi oghehn
Därfast mei Load vasteh
Grod wann i hoam muaf geh
Singst furt saov schö'

Im Walde draußen, nicht in der engen Kirche, verrichtet er sein Gebet, wie es ihn die Mutter gelehrt hat. Denn Gott erhört die gläubige Kreatur überall.

Für mi is die Riahran da Wold mit an Wurt
Do lous* i, do sing' i, varricht mei Gebet
Und gspür wia durchs Walddal da Goudeshauch geht.

* losen = lauschen

Und wenn der „Mürznsturm“ kommt und den Winter verjagt und wenn dann der wonnige Mai herannahet, da weiß er gar nicht, wohin er zuerst schauen soll. Soviel bietet ihm die erwachende Natur der Heimat. Und der Bursche singt seinem Mädchen das Lied²⁶:

sproch“ Das bisher unveröffentlichte Gedicht „Hoamweh“ stellte Dr. Kurt Reichl aus seines Vaters Nachlaß in liebenswürdigster Weise zur Verfügung. (Siehe Tafel VII.)

²⁶ Ein echtes Volkslied. Es erinnert an das schwäbische „Rosenstock, Holderblüh“

Diandl, da Hulla blüahst
 Diandl, schau schau
 Diandl, da Hulla blüahst
 Raot, weiß und blau.

Und der blüahst oamol na,
 Blüahst na im Mai —
 Und da Mai, und da Mai
 Is bol' vabei!

Und du blüahst ah hiaz sa,
 Diandl, schau schau!
 D' Wangaln sa weiß und raot,
 D' Ugaln sa blau.

Und du blüahst oamal ah
 Blüahst na im Mai —
 Blüahst ma ins Herz grod nei,
 D' z'brockan glei.

Commerregen, Sonnenschein, Spätsommer, Herbst, werden ihm zum Lied und er knüpft seine Gedanken daran.

Zimmer wieder, in allen Variationen besingt er sein Heimatland. Er vergleicht es mit einem Blümlein, auf das jetzt endlich der schönste Sonnenschein der deutschen Heimat fällt, nachdem es so lange im Schatten der ungarischen Herrschaft gestanden. Nirgends scheint die Sonne so schön, nirgends lebt es sich so frei und wohl, wie in der heinzischen Heimat. Mit seiner ganzen Kraft will er ihr dienen, „freudegetrunken der Befreiung aus dem Joche der Magyaren“ jauchzt er am schönsten Fleck der Welt. Aus vielen Gedichten spricht die Freude über die Befreiung der Heimat. Aber der Verlust Ödenburgs schmerzt ihn tief. „Kimm hoam mei Ödenburg“ ruft er! Alles muß ein Oberhaupt haben, zu dem es stolz aufblicken kann! Und voll Erbitterung ruft er seinen Leuten zu:

Kennts nieda olle Grenzn,
 Stöfsts d' Stoana weg van Roa,
 Woas 'zoammgehört därf net hindan*
 Am offnan Weg a Stoa!

* hindern

Und er ermahnt seine Leute zur Einigkeit.

Ob hoch oda nieda
 Ob nieda, ob hoch
 Es muß ünta Briada
 Da Herz sei, oa Schloch!*

* Schlag

Wie sein Heimatland, so ist ihm seine Sprache an's Herz gewachsen²⁷.

Mei Sproch, de hot ma d' Muada gebn
 Sao rein, wia Edlstoa.
 Und d' Fassung hao i kriag dazua
 Van Lehra* in da Gmoa**

Und d' Liab hao i van Herrgoud kriag,
 Schier d' ollagröst für sie
 Und za da Liab bewohr i die Treu,
 Wal i a Deutscha bi.

Sein Lehrer Wagner, den er sehr gern hatte. Gemeinde.

Und wer seine Sprache nicht liebt und ehrt, der „hot koan Wert für's Lebn“ Auch seine engere Heimat hat er besungen. „Das Kirchal va Samirtn“²⁸, in dem er so oft als Knabe ministriert hat.

Dos steht grod wia a Postn
 In treua deutscha Woch,
 Daß uns dos schöne Rootol* —
 Nit mehr wird ungrisch gmocht.

* Raabtal

Und „in da Neumarka“²⁹, da wohnt ein schöner, kräftiger Menschenschlag. Denn

Wo da Wei' wochst is gund
 Is a sunniga Grund.
 Und 's Lüftal dos wagt,
 Is van Herrgoud austrah.

Aber die Arbeit des Bauern ist schwer und mühevoll. Doch er weiß, wofür er sich plagt, und wenn dann das köstliche Brot auf dem Tisch liegt,

Därf den a niamd vageßn
 Der schwar si plog' drum hot

Und er plagt sich gern, denn er tut es für seine Lieben, für seine Familie. Der Dichter erzählt uns von einem armen Häusler, der sechs Kinder hat und Tag und Nacht schwer arbeiten muß, um die hungrigen Mäuler zu stopfen. Und trotzdem freut ihn sein Los und er trüge es gern, wenn er auch noch um die Hälfte mehr Kinder hätte.

Wos ma gean tuat, is koa Plo'

Die Tätigkeit der Bauern gibt ihm aber auch Gelegenheit zu ernster Betrachtung.

Wenn er seine Sense schwingt, da muß er unwillkürlich an den Schnitter Tod den-

²⁷ Es ist hier nicht speziell das Heinzische, sondern die deutsche Sprache überhaupt gemeint (siehe „Da Gmüat za Gmüat“, S. 15).

²⁸ Sa(nkt) Martin.

²⁹ Neumarkt a. d. Raab.

ken, der die Menschen abmählt, wie der Mäher das Gras. Auch die armen kleinen Blümlein, die kaum erst zu blühen begonnen haben, vernichtet die scharfe Sense. Denn der Schnitter kann ja nicht auf sie Obacht geben.

De solln wie oft grad d' Menschn,
De kam zan Blüahn aohobn.

Und so mäht er fort, jahraus, jahrein, bis ihn schließlich selbst der Schnitter Tod abmählt.

Und wenn das Abendglöcklein klingt, da kommen ihm schwermütige Gedanken: wann wird er selbst, wie der sterbende Tag, zu Grabe geläutet werden?

Waonn's Glöckal läut, wer woaß wie laong,
I d' Hoamat segn nao kao.

Mit dem rastlos fließenden Wasser vergleicht er das menschliche Leben. Bald hoch oben, bald tief unten, tosen die Wellen auf und ab. Genau so geht es im Leben.

Eao laong, bis 's oan endli für imma ruhn loft.

Wie sonderbar ist es doch in dieser Welt bestellt! Eine Fee rauscht im Winter durch den Park. Matt und traurig ist ihr Blick und der arme Schneeschaufler daneben sieht freundlich und zufrieden in die Welt. 's Glück ist eben ein launisch Ding.

Oft sein grad de lusti,
De trauri sulln sei.

Mit Sorge erfüllt ihn die „Landflucht“ Alles drängt der Großstadt zu, keiner will mehr Bauer sein. Frisch und gesund, mit roten Wangen ziehen die Burschen hinaus und bleich und leidend, von der Fabriksluft verdorben, kommen sie zurück. Auch das Landmädchen soll sich nicht betören lassen:

Blei' ba dein Hausvastaond,
Blei', wie du bist am Laond,
Tua di nit pußn, ziern,
Tua di nit schnürn.

Der Bauer soll nur der Heimat treu bleiben! Nichts als Enttäuschung kann er von der Großstadt nach Hause bringen, wenn er renig wieder zurückkehrt.

Auch jene Zeit, da der große Krieg die Welt in ihren Grundfesten erschütterte, spiegelt sich in seinen Gedichten wieder. Aber er überschreitet die Grenzen nicht, die seiner Dichtung gesetzt sind. Er schreibt keine bluti-

gen Kriegslieber, keine politischen Gedichte. Er bleibt im Dorfe, er schildert uns die Wirkung des Weltkrieges in seiner Heimat.

Der Vater ist draußen im Feld, fern von seinen Lieben. Aber sein kleines Töchterlein hat seiner nicht vergessen und will ihm eine Weihnachtsfreude bereiten. Und die Mutter betrachtet mit Tränen im Auge den Fleiß der Kleinen. Wie wird sich der Vater freuen, wenn er die „Stuzaln“, die ihm sein kleines Mädchen gestrickt hat, bekommen wird!

Und wie da Boda dos hot kriagt
Und laongsaom d' Stuzaln* affaziagt**
Do wors iahm glei sao guat, sao worm,
Als hätt er g'hob sei Kind im Drm.

* Stuzerln (Pulswärmer). ** hinauf-(an-)zieht.

Und während der Vater draußen im Felde ist, bestellen der Großvater, die Großmutter, Mutter und Kind das Feld. Und es muß auch so gehen, wieviele Tränen auch die Mutter um den Vater weint.

Wal gor sao fleißi ollas schofft,
Nit z'brechn is die deutsche Krost.
Und geht die gaonze Welt ah los
Af uns, sao freß ma doh koa Gros.

So schildert uns der Dichter den Weltkrieg auf dem Dorfe.

Als er nach seiner Wanderschaft zurück zur Heimat zog, da wurde ihm jeder Schritt leichter, je näher er dem ersehnten Ziele kam und es klang ihm wie die Stimme seiner Mutter an das Ohr:

Kimm hoam mei oanzigs Suhnal*
D' Muada woant si sist** na z'tot.

* Söhnlein ** sonst (im Sinne von zuletzt)

Ja, die Mutter! Sie war ihm das höchste Gut gewesen. Nur sie hat ihn immer recht verstanden, hat immer gewußt, was ihm fehlt:

Büll besja wie a Dokta
Hot sie mei Kraonkheit kennt.

Als unser Dichter in Wien weilte, da sehnte er sich zurück nach der alten Heimat. Wie der freie Vogel, den man in einen engen Käfig gesetzt hat, kommt er sich vor.

Und kimm ma mols Singan
Aft kränk i mi g'hoam
Es wüll holt nit klangan
Eao schön wie dahoam.

So klagt er. Doch, wer weiß? Vielleicht hat ihn gerade die Sehnsucht nach der Heimat zum Dichter gemacht.

Auch der Humor ist nicht zu kurz gekommen, der ja der Mundart so gut ansteht.

Der Dichter sieht zu, wie sich die Vögel im Winter um das Futter zanken. Gerade so, wie die Menschen.

De sein grad wia d' Mensch
Mit weita a her.

Ein sonderbares Geschlecht, diese Menschen! Erst bauen sie mühsam alles auf, um es im Kriege wieder zusammenzuhauen. Wer kann das verstehen?

Da Leizl, da Leizl
Steckt do wo dahint!

Über die Schlechtigkeit der Burschen gibt uns das folgende Gedicht Auskunft:

Uf oaner Baonk ban Lindnbam
San lezt zwoa Liabsleut ghesn
Er hot ihr sgog: Mei liaba Schoß,
Di wir i nia vageßn.

I hao di gean, i heirat di,
• Draf kaonnst du sicha rechn —
Geh gi ma hiaz a Bussal gschwind,
Nia wia mei Wurt i brechn.“

Und wia aft 's Diandl feman is
Uu wirkli Ernst mol z'mochan
Hot feanzrisch* er ins Gsicht ihr gloscht —
„Dös war jo na basprochan.“

*spöttisch

Im Mai wird in jedem Dorf ein Maibaum aufgestellt, in dessen Wipfel allerlei „wertvolle Sachen“, wie ein Paar Flaschen Wein, Zigaretten und ähnliches hängen. Die Burschen kommen nun zusammen, um den spiegelglatten Baum zu erklettern und die am Gipfel hängenden Werte zu ergattern. Aber es will nicht recht gehen. Da verspricht der Bauer dem Bezwinger des Maibaums seine Tochter.

Sao hot da Baua g'sog z'lezt,
Na wor sei Red weng g'fahlt —
Es warn scha poar naffeman*
Do seins mit Fleiß z'ruckg'halt**

* hinaufgekommen **zurückgerutscht

Als unser Dichter einmal „Schulstürzen“ war, da hat ihn der Lehrer fest mit dem „Hosling“* bearbeitet, damit er sichs merkt!

Sao is mir ols Schulbua gaongan
Vor na Zeit holt, vor na laongan —
Nit sao quat wia dena hiazt,
Wo da Lehra a mitstürzt!

* Haslinger

So ändern sich die Zeiten.

Von den vielen Gedichten, die den köstlichen urwüchsigen Humor des Dichters zeigen, möchte ich nur noch zwei erwähnen, die in dem verdorbeneu Deutsch der Ungarn geschrieben sind. Er hat die Ungarn überhaupt „scharf am Zug“ und benützt jede Gelegenheit, um ihnen eins zu versetzen.

„Wozu brauchst der Ungar Alpen?“, heißt es in dem einen:

Ungor steigt im Keller nunter
Lieber ols am Berg hinauf!

Ein anderes Mal will der „Ungoor“ einen Gimpel fangen. Der geht ihm aber nicht auf den Leim:

Doch in einer Esarda* donn,
Wo ain guter Tropfen ronn,
Lud ein Schoß mich in ihr Haim
Und ich Gimpel ging om Laim.

* Kleine Schenke.

In demselben volkstümlich-treuherzigen Ton, wie diese kurzen Gedichte, ist auch sein Epos, „In Pedan Seppelsein“, gehalten. Der Dichter führt uns im einfachen, schlichten Gewande des Vierzeilers sein eigenes Leben vor, 's Werdn, 's Wandern, 's Wirkn. Es ist uns in drei Fassungen erhalten, die nicht unerheblich von einander abweichen³⁰. In Vers und Reimtechnik steht dieses Epos weit hinter den meisten seiner Gedichte zurück. Ich will es nicht eingehender behandeln, weil ja der Inhalt nichts anderes wäre als die verkürzte Biographie des Dichters.

Josef Reichl hat sich auch in der Schriftsprache versucht. Doch diesen Gedichten — ebenso wie seinen in der Schriftsprache abgefaßten Prosaerzählungen — möchte ich nur eine untergeordnete Bedeutung beimessen. Es geht ihm hier wie dem „Franz von Piesenhain“, der sich auch nie ganz sicher in der Hochsprache bewegt hat.

VII.

Prosaerzählungen.

In diesen kurzen Dorfgeschichten kommt es Reichl — wie er selbst sagt — nicht so sehr auf reichen, fesselnden Handlungsinhalt an, „vielmehr macht schlichtes Tun und

³⁰ Demnächst wird die endgültige Fassung im Bundesverlag erscheinen.

Lassen aus dem Bauernleben diese Erzählungen, diese Bilder aus“ Der schwerfällige heinzische Bauer, sein unentwegtes Festhalten an alten Sitten und Bräuchen, sein oft unerwarteter Mutterwitz sind Gegenstand der Darstellung.

Die alte Sitte, jedem Bauern im Dorf einen Spitznamen zu geben, behandelt die Geschichte von den „Wurmfischigen“ („Hulzschnitt“). In äußerst lustiger Weise erklärt der Dichter Namen, wie: „Bodnfuacha, Kognjaga, Güldhaomma“ usw. Jeder hat seinen Namen von irgend einer kleinen Gaunerei, die er selbst, oder seine Ahnen begangen haben.

Besonders gern gibt er in seinen Erzählungen alte Volksbräuche wieder. So das „Weichselbambuddln“ („Hulzschnitt“). In der Thomasnacht schütteln die heiratslustigen Mädchen und sagen dazu das Sprüchlein:

Weichslbam i schüttl dich
O heilige Thomas ich bitte dich,
Loß, daß a Hundal bellt,
Wo si mei Schoß durd meld.

Von welcher Seite nun ein Hund bellt, daher kommt der heißersehnte zukünftige Gatte. Na, und wie die Diandln den Weichselbaum schütteln, da kommen von allen Seiten so nichtsnutzige Spitzbuben auf allen Vieren daher und bellen alle zugleich, daß die Diandln erschreckt aufschreien: „Um Goudswölln, i wüll jo na oan Mao“, und davonlaufen, als ob sie die Hunde gebissen hätten.

Wer am Pfingstsonntag als letzter aus dem Bett kommt, der heißt der „Pfingstflukan“ und wird das ganze Jahr in der Gemeinde verspottet und gehänselt³¹. Er kann sich nur wieder so hievon befreien, daß er beim Pfingstreiten als erster ins Ziel kommt, und vorher mit seiner „Goaß“ Hexen austreiben geht³². Dann wird er sogar der „Pfingstkönig“ Eine Liebesgeschichte ist in die Erzählung dieses Volksbrauches eingeflochten.

Als unser Dichter als Schuljunge ein-

mal mit dem Pfarrer zu einer Versegnung ging, da hatte er Gelegenheit, folgende Geschichte zu erfahren³³: der Berghias hat dem Solmüller einen Kerschbloch (Kirschbaumstamm) gestohlen, und als er auf dem Sterbette liegt, da bittet er den Solmüller um Verzeihung. Der vergibt ihm seine Sünde auch recht gern und gibt ihm noch dazu den wohlgemeinten Rat: er „sull sie dos Bloch ind Höll mit obi nehman, af daß iahm die Seizln recht fest damit eihoazn kinnan“

Lieferen Sinn birgt das Märchen von den „Schwielehandshuhnen“. Nicht in Reichtum und Müßiggang, in der Arbeit, in der treuen Pflichterfüllung liegt das wahre Glück. „Arbeit bringt Glück und Segen.“ Hieher gehört auch das Märchen vom „Fingerhut und Eisenhut“, das denselben Gedanken birgt. Beide sind in der Hochsprache geschrieben. Es ließe sich noch eine Menge heiterer und ernster Erzählungen anführen. Hierbei gelingt unserem Dichter zweifellos am besten das Humoristische. Aber in allen diesen Erzählungen liegt die Stärke nicht in dem Vorwurf, sondern in der überaus lebhaften Sprache und Darstellung. Es lohnt sich wohl, diese kleinen Geschichten zu lesen. Denn sie geben dem Laien besser Aufschluß über das Heinzland, als es irgend eine gelehrte Abhandlung imstande wäre.

VIII.

Das Thema der kurzen, einaktigen dramatischen Skizze, „Landsflucht“, ist die Bedrückung der Deutschen Westungarns durch den magyarischen Adel. Die Handlung ist in die Zeit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts verlegt.

Schulgros waren die armen heinzischen Bauern der Willkür der magyarischen Edlen preisgegeben. Sie mußten als Bierischleute in den Dienst der Großgrundbesitzer treten und für einen Hungerlohn oft länger als zwölf Stunden im Tag arbeiten. Die ungarischen Behörden standen ganz auf Seite des reichen Adels, der schließlich auf seinen Gütern ganz nach Belieben schaltete und waltete. Dazu gesellte sich noch die Ausbeutung durch

³¹ „Hulzschnitt“

³² Pfingstflukan steh auf, nimm die Goaßl und treib aus.

³³ „s gestuhlane Bloch“ („Hulzschnitt“).

manchen jüdischen Händler, die Lage der heinzischen Bauern war einfach trostlos. Die Heimat bot ihnen keine menschenwürdige Existenzmöglichkeit, sie griffen in ihrer Verzweiflung häufig zum letzten Mittel: sie wanderten aus. Das emporblühende Amerika versprach ihnen eine bessere Zukunft.

Dieses tragische Geschick eines Volkes hat uns der Dichter in wenigen Bildern vor Augen gestellt. „Ein Volk in Not“ erscheint uns verkörpert in der Familie eines Bierisch, des Stangl Mogl.

Während sich der Stangl Mogl rüstet, auf das Feld hinauszugehen, kommt seine Tochter Gisi, verfolgt von dem Grafen Elemer, dem Sohne des Gutsherrn, weinend dahergelaufen. Sie klagt, daß der Graf sie ständig verfolge. Ein altes Weib, die Sucher Mirl, stellt den jungen Grafen zur Rede. Doch der antwortet: „Ungorischen Edelmann ist olles erlaubt.“ Unterdessen entwischt ihm Gisi. Der Stangl Mogl kann einmal mit seinem Heuwagen der Equipage des Grafen nicht schnell genug ausweichen. Der Graf stellt ihn wütend zur Rede, schlägt mit dem Fokos auf ihn ein und verlegt ihn auf der Hand. Da springt der Sohn des Mogl, Friedl, auf den Grafen zu, entreißt ihm den Fokos und versetzt ihm einen schweren Hieb auf den Kopf. Nun ist der Würfel gefallen. Vater, Mutter und Tochter werden sofort aus dem Dienste des Grafen entlassen, den Friedl verfolgen die Panduren. Er bereut seine Tat nicht: „Der dabornt ma nit, a Hund dabornt ma, woann i eam weh tua.“

Der junge Graf Elemer verfolgt die Gisi bis in das Haus ihrer Eltern. Der Stangl Mogl stellt ihn zur Rede und läßt nun seinem Zorn freien Lauf: „U urndliga Kavalier hunzt und schind nit sao seine Leut und geht nit mit'n Fokos auf oan, woann ma unschuldi is. U Hund, woann a tretn wird, kollt a zuck. Es Lumpn vagefts, daß de, de für enk orbatn, a Mensch'n sein.“ Darauf will Elemer mit der Peitsche auf ihn eindringen. Doch Gisi entreißt sie ihm und schlägt ihn ins Gesicht. „Do host die Liab

va mir.“ Beschämt eilt der Graf aus der Hütte. Der Pandur, der den Friedl verhaften will, wird von diesem überwältigt und gefesselt. Nun packen die Helden unseres Schauspiels ihre Habseligkeiten zusammen und entfliehen, indem sie sich den unglücklichen Bauern anschließen, die eben ihre Heimat für immer verlassen. Als Deckmantel ihrer Absicht dient eine Wallfahrt. Da klingt das Wort auf: „Ulls neman ma nit, oba s' Herz bleibt in da Hoamat.“ Reichl hat es verstanden, diesen tragischen Stoff mit wenigen Strichen darzustellen. Die Ereignisse sind auf eine ganz kurze Zeit zusammengedrängt und ziehen in dramatischer Lebendigkeit an uns vorüber. Dabei paßt alles genau in das Milieu des Dorfes. Ein echtes Volksstück, voll Natürlichkeit und Leben.

Das Volksstück „Eines Volkes Recht“ behandelt ein ähnliches Thema wie die „Landflucht“. Die Handlung führt uns in ein heinzisches Dorf in der Nähe von Ödenburg und spielt in der Zeit der Kuruzzenkriege. Der historische Hintergrund stammt von Otto v. Hubicki.

In jener wildbewegten Zeit stand es schlimmer denn je um die Grenzbevölkerung. Österreicher und Ungarn witterten leicht Verräter unter ihnen, von beiden Seiten wurde das Land als Feindesland betrachtet. So stand die Bevölkerung Westungarns, ihrer Sprache und Kultur nach deutsch, ihrer staatlichen Zugehörigkeit aber ungarisch, zwischen zwei Feuern.

Diesmal erscheint uns das deutsche Volk der Heinzgen verkörpert in der Gestalt eines Bauern, des „Kootoler Michl“. Er versinnbildlicht jenes sozusagen passive Heldentum, mit dem die heinzischen Bauern durch Jahrhunderte lange Fremdherrschaft ihr Deutschtum bewahrt haben. Während die Helden der „Landflucht“ an allem verzweifelnd fern von der Heimat eine neue Existenz suchen, bleibt der Kootoler Michl trotz aller Fährnisse auf dem Boden, den seine Ahnen vor Jahrhunderten mit ihrem Blute erobert haben, und die gerechte Sache siegt. Die Handlung wickelt sich in stürmischem Fort-



Porträtmedaille Josef Reich

Lebenslauf.

Dem Himmel Laube zu dem Himmel,
Der Mann fand sich zu
Und will Knechtungen freude
Lohn Lohn yfom der Lira.

Oh der Loden flucht sein Willen
Dem Himmel is jelle Lira
Und der mit is Offiz sein is jed
Knecht mit sein Loden is Offizier:

Mir is der in der Lira yfom
Als zupfend im Lira Lira
Als Lira is der Lira Lira
Und Knecht in yfom yfom

Josef Reich.

Faksimile eines Gedichtes aus dem ungedruckten Nachlaß Reichs
(Zu Lebar, S. 75)

schreiten ab, neben den Hauptpersonen zeichnet Reichl einige weniger charakterfeste Deutsche, die Bedrückung durch die Ungarn ist, der Tendenz des Stückes nach, stark übertrieben. Es wurde zwar im Burgenland einige Male aufgeführt, aber — wie Dr. Kurt Reichl sagt — von mehr als Dilettanten.

Das ist das Lebenswerk unseres Dichters. Alles, was wir von dem Inhalt mundartlicher Dichtungen fordern können, finden wir hier gegeben.

Josef Reichl ist ein echter und wirklicher Mundartdichter, er verdient es, von den Literaturhistorikern beachtet zu werden. Leider ist dies bis jetzt nur in beschränktem Maße geschehen. Und auch im Heinenlande ward ihm nicht die Beachtung zuteil, die er verdiente. Und er hat doch sein ganzes Leben, sein ganzes Schaffen in den Dienst der Heimat gestellt! So ist es ein Gebot der Dankbarkeit, daß die Heinen den treuesten Lohn ihrer Heimat nicht vergessen.

Osterfeuer in Großpetersdorf

Aufgezeichnet von Anna Müller.

Jedes Jahr am Abend des Karfreitages zündet die Jugend ihre Osterfeuer an. Schon im Laufe des Winters, wenn der Schnee verschwindet und es halbwegs trocken ist, beginnen der Knaben Holz und Reifig bei einem Hause zusammenzutragen. Anfangs war die Sitte, das Holz gleich dorthin zu schleppen, wo das Osterfeuer angezündet werden sollte. Doch dann geschah es öfters, daß das Holz und Reifig gerade vor Ostern von anderen Knaben angezündet wurde, weil jede Gruppe das schönste und größte Osterfeuer haben will. Darum wird jetzt das gesammelte Holz entweder sorgfältig bewacht oder bis zum letzten Tag sicher untergebracht. Es gibt keine größere Osterfreude für die Knaben, als wenn sie am Ostersonntagmorgen sagen können: „Wir hatten das größte Osterfeuer!“ Sehen wir uns nun kurz so ein Osterfeuer in Großpetersdorf an!

Sobald die Sonne am Horizont verschwunden ist und der Abend des Karfreitages auf die zu neuem Leben erwachte Natur herniederfällt, wird es außerhalb unseres Dorfes lebendig. Kinder und Erwachsene, mit Stangen, Strohbündeln und Besen bewaffnet, eilen hin und her. Vor hochaufgeschichteten Reifig- und Holzhaufen machen alle Halt. Auf der Windseite wird das Stroh unter die Äste und Scheiter geschoben und dann angezündet. Höher und immer höher

steigt die Flamme und höher die Lust der Kinder. Die Knaben werfen brennende Besen oder Strohbindel in die Luft und jauchzen. Herrlich ist der Anblick, wenn in der dunklen Nacht die Feuerfunken über die Felder und Wiesen, vom Winde erfaßt, in den Lüften ihr Spiel treiben. Wie wenn die Sterne vom Himmel fallen möchten, so tanzen die Feuerfunken in der Luft herum. Viel Herzergreifendes liegt in dieser uralten Sitte. Während die Feuersäule immer höher und höher steigt, hört man auch öfter einen dumpfen Knall von einer Pistole oder einem Böller. Und vom Dorfe herüber tönt das liebliche Geläute der Osterlocken.

Nun wird es auf einmal still, nur das Prasseln der Flamme ist hörbar. Die einzelnen jungen Burschen und Mädchen schließen sich im Kreise zusammen und stimmen fröhliche Osterlieder an: Christ ist erstanden, freue, freue dich, o Christenheit!

Wie Gebete steigen die Lieder zum sternbesäten Himmel hinauf und erwecken in jedem Menschen die wahre Osterstimmung, mag er ein gläubiges oder ein ungläubiges Herz in seiner Brust tragen; denn

„Das Herz hat auch seine Ostern,
wenn der Stein vom Grabe springt;
und was du ewig liebst,
ist ewig dein!“

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Burgenländische Heimatblätter](#)

Jahr/Year: 1930

Band/Volume: [3_1930](#)

Autor(en)/Author(s): Levar Hans

Artikel/Article: [Josef Reichl des Dichters Heimat, sein Leben und Werk 65-81](#)